



Kann man von unterschiedlichen hegemonialen Männlichkeiten in Ost- und Westdeutschland sprechen?

Holger Brandes

Evangelische Hochschule für Soziale Arbeit Dresden (FH)

Zum Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“

In der Männerforschung ist Konsens, dass die Rede von einer wie auch immer definierten universellen „Männlichkeit“ problematisch ist und es mehr Sinn macht, von der Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Männlichkeitsformen auszugehen. Als ein kategorialer Rahmen zur Analyse solcher Männlichkeitsformen ist von Robert Connell (1999) bezogen auf gesellschaftliche Macht und Dominanzverhältnisse die Unterscheidung zwischen „hegemonialer Männlichkeit“ und „marginalisierten“ bzw. „komplizenhaften“ Männlichkeiten in die Diskussion eingebracht worden. Dabei bezieht er sich auf Gramsci, der von einer Entsprechung kultureller Dominanz und institutioneller Macht ausgeht und hierauf bezogen die Herausbildung von Führungspositionen und Deutungsmacht gesellschaftlicher Gruppen analysiert.

Der von Connell vorgeschlagene Ansatz wird inzwischen in der Männerforschung in verschiedenen Kontexten aufgegriffen, da er die Kategorisierung und Analyse von Männlichkeiten als kollektive Handlungs-, Denk- und Gefühlsmuster erlaubt, ohne im Sinne einer sozialpsychologischen Typologie oder Charakterologie einzelne Individuen oder Gruppen schematisch festlegen zu müssen. „Hegemoniale Männlichkeit“ unterstellt nämlich die Existenz eines *kulturell dominanten Deutungsmusters von Männlichkeit*, das keineswegs von allen oder auch nur einer Mehrheit der Männer eines Kulturkreises persönlich repräsentiert wird, das aber insofern für *alle* Männer einen unausweichlichen Bezugsrahmen bildet, als es die Nähe zu gesellschaftlicher Macht und Verfügungsgewalt ausdrückt und selbst solche Männlichkeitsformen beeinflusst, die von diesem Muster abweichen oder sogar oppositionell hierauf bezogen sind.

Dabei definiert Connell „hegemoniale Männlichkeit“ inhaltlich „als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis..., welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimationsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet“ (Connell 1999, S. 98). Bezogen auf die führenden Industrienationen macht Connell diese hegemoniale und damit Standards setzende „Männlichkeit“ fest an den Managern, „die in den globalen Märkten operieren, sowie den politischen Führern, die mit ihnen interagieren“ (1998, 100). Dies ist insofern plausibel, als Leistung und Erfolg tragende Säulen des Männlichkeitsverständnisses der herrschenden (Mittel- und Ober-) Schichten dieser Gesellschaft sind und die Politiker in den Massenmedien und den öffentlichen Diskursen als beispielhaft und vorbildlich für eine solche Orientierung gelten. Zudem spricht die demokratische Verfassung dieser Gesellschaften dafür, dass in erster Linie solche Männer in eben diese Führungspositionen gelangen, die ein „mehrheitsfähiges“ und den Machtstrukturen in der jeweiligen Gesellschaft entsprechendes Männlichkeitsbild repräsentieren. In „erster Annäherung“, so schreibt Connell, lässt sich die



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 2

„Männlichkeit“, die diese Vorbilder und Führungspersonen repräsentieren, charakterisieren „durch einen gesteigerten Egozentrismus, sehr relativierte Loyalitäten (sogar der eigenen Firma gegenüber) und ein sinkendes Verantwortungsgefühl für andere (ausgenommen zum Zwecke der Image-Pflege)“ (ebd.).

Connell selbst spricht bezogen auf seinen Ansatz von einem „kargen Rahmen“ (1999, S.102) und in der Tat besteht eine Reihe von offenen definitorischen, theoretischen und forschungsstrategischen Fragen, die zu stellen wären und die dazu beitragen, dass wir zumindest im deutschen Sprachraum auf unterschiedliche Lesarten und Interpretationen von Connells Begrifflichkeit stoßen.

Dabei bereitet sowohl der Begriff der Männlichkeit, wie auch der der Hegemonie noch einige Schwierigkeiten. Bezogen auf „Männlichkeit“ liegt das Hauptproblem darin, dass wir es mit einer alltagssprachlichen Kategorie zu tun haben, deren praktische Evidenz damit zusammenhängt, dass sie inhaltlich höchst mehrdeutig und unbestimmt ist. Gerade deshalb erweist sie sich aber als sperrig gegenüber exakten Definitions- und Operationalisierungsversuchen. Männlichkeit dient alltagssprachlich genauso zur Charakterisierung bestimmter anatomischer Merkmale und Ausprägungen, wie sie bezogen wird auf Potenz und Zeugungsfähigkeit. Männlichkeit beschreibt aber auch Körperhaltungen und Bewegungsqualitäten sowie eine fundamentale Form von Identität und Selbsterleben. Männlichkeit steht gleichermaßen für einen bestimmten und vom Weiblichen abgegrenzten Bezug zur sozialen und dinglichen Welt, was Dominanz- und Durchsetzungsfähigkeit ebenso einschließt wie Herrschaftsfähigkeit und den Willen zur Macht, eine spezifische Sach- und Problemorientierung und dieser entsprechende Affekt-, Denk- und Verhaltensqualitäten, Vorlieben und Abneigungen, Geschmacksausrichtungen und manches mehr. Aufgrund der Erkenntnis eines fundamentalen Zusammenhangs zwischen subjektiven Mustern und objektiven Strukturen, zwischen handelnden Subjekten und Institutionen, wird darüber hinaus im sozialwissenschaftlichen Diskurs Männlichkeit auch auf Strukturen und Institutionen bezogen. Connell bringt diese ganze Vielfalt dadurch ins Spiel, indem er Männlichkeit auf *soziale Praxis* bezieht. Ihm geht es dabei zentral um den Zusammenhang zwischen subjektiven Mustern und objektiven Strukturen, trotzdem schwankt auch er noch zwischen den Perspektiven, wenn er einmal von „Handlungsmustern“ spricht und damit die subjektive Seite von Männlichkeit betont, das andere Mal von Männlichkeit als „Konfiguration von Praxis“, was eher auf die objektive Seite verweist.¹

Ich selbst sehe, ähnlich wie Michael Meuser (1998), eine Möglichkeit der theoretischen Präzisierung und Weiterentwicklung durch Rückgriff auf den *Habitusbegriff* bei Bourdieu (1976, 1984). Hierdurch wird Männlichkeit einerseits an die in sozialer Praxis (bewusst und unbewusst) handelnde Person und ihre Körperlichkeit gebunden, andererseits der enge

¹ Auf diese Problematik verweist m.E. auch S. Scholz, wenn sie von „Unschärfen hinsichtlich des Verhältnisses von hegemonialer Männlichkeit als kulturellem Orientierungsmuster und als Komponente in den Persönlichkeiten und Körpern von Männern“ spricht (2000, 12). Nur scheint mir ihr Differenzierungsversuch zwischen „struktureller hegemonialer Männlichkeit“, „kulturell-symbolischer hegemonialer Männlichkeit“ und „individueller hegemonialer Männlichkeit“ (ebd.) den Zusammenhang, auf den Connell abzielt und den die Kategorie der Hegemonie gerade integriert, wieder zu zerreißen und insofern in die falsche Richtung zu gehen.



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 3

Zusammenhang zwischen subjektiven Handlungsmustern und objektiven Praxismustern betont. Des Weiteren halte ich es forschungsstrategisch für sinnvoll, zwischen männlichem Habitus und männlicher Identität sowie Einstellungen als Dimensionen oder Ausdrucksformen von Männlichkeit zu unterscheiden (vgl. Brandes 2002).

Auch bezogen auf den Hegemoniebegriff ist es notwendig, die Komplexität gesellschaftlicher Dynamik nicht einseitig auf politische oder ökonomische Macht einerseits oder auf kulturelle oder mediale Produkte („Männerbilder“) zu reduzieren, sondern konsequent Gramscis Denkansatz zu folgen, dass Hegemonie eine Entsprechung zwischen dem kulturellen Ideal und der institutionalisierten Macht voraussetzt (vgl. Connell 1999, S. 98). Darüber hinaus erscheint es mir sinnvoll, grundsätzlich davon auszugehen, dass es in einem abgrenzbaren gesellschaftlichen Kontext in der Regel immer nur *eine* hegemoniale Männlichkeit gibt, auf die sich andere Männlichkeitsformen notwendig beziehen. Dies schließt gesellschaftliche Machtkämpfe um diese Hegemonie und zeitweilig offene Hegemoniekonkurrenzen ausdrücklich nicht aus.

An den letzten Gedanken anschließend gewinnt die Frage nach der hegemonialen Männlichkeit in den beiden deutschen Staaten bis 1989 bzw. deren Veränderung insbesondere in den ostdeutschen Ländern nach der „Wende“ oder „Wiedervereinigung“ besondere Brisanz.² Denn aufgrund der historischen Entwicklung haben wir es hier mit der seltenen Konstellation zu tun, dass zwei über fast ein halbes Jahrhundert rigide getrennte Staaten mit gegensätzlicher gesellschaftlicher Verfassung, d.h. nicht nur politisch gegensätzlicher Ausrichtung, sondern auch unterschiedlicher ökonomischer Strukturierung und kultureller Orientierung, in kürzester Zeit in ein gemeinsames Gebilde übergeführt wurden. Insofern besteht hier die Möglichkeit einer exemplarischen Überprüfung der Tragfähigkeit des Konzepts der „hegemonialen Männlichkeit“.

Zwei Fragestellungen drängen sich dabei auf:

- Zum einen die, ob es begründete Hinweise darauf gibt, dass es während der Teilung in zwei deutsche Staaten in diesen zur Herausbildung zweier unterschiedlicher Formen hegemonialer Männlichkeit gekommen ist und wie diese inhaltlich erfasst werden können.
- Zum Zweiten stellt sich die Frage, ob und in welcher Form es nach der Wende zu einer Angleichung dieser hegemonialen Männlichkeiten gekommen ist.

Die Komplexität der Fragestellung erlaubt nicht, sie hier umfassend und systematisch zu beantworten. Ich will aber immerhin versuchen, einige vorläufige Überlegungen hierzu anzustellen. Dabei versuche ich unterschiedliche Quellen zusammen zu führen: einerseits repräsentative Befragungsergebnisse und exemplarische Tiefeninterviews, andererseits aber auch soziologische Bestandsaufnahmen, die den Zusammenhang zwischen kulturellen Mustern, normativen Orientierungen und institutionalisierten Machtstrukturen reflektieren. Dabei bin ich mir der grundlegenden Schwierigkeit bewusst, mich auf

² Aufgrund dieser Brisanz ist es bemerkenswert, dass in den letzten zehn Jahren diese Thematik in der Männerforschung kaum aufgegriffen wurde. Mit Ausnahme weniger populärwissenschaftlicher bis belletristischer Publikationen (Rohnstock 1995) und einem Potsdamer Projekt (Scholz 2000) sind mir hierzu zumindest keine umfangreicheren Arbeiten bekannt. Diese Abstinenz erstaunt und es wäre an sich schon einer Analyse wert, die Frage zu klären, worauf sie zurückzuführen ist.

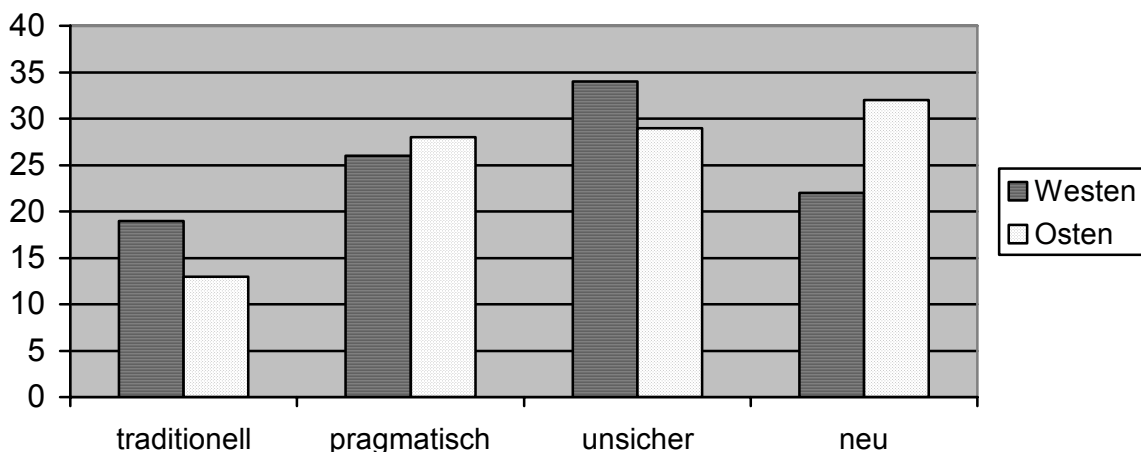


einem schwankenden Grund zu bewegen, der sich empirisch nur unzureichend absichern lässt, weil wir es mit überdeterminierten Zusammenhängen und vielfach unbewussten Kontexten mit symbolisch-bildhaften und deshalb mehrdeutigen Verknüpfungen zu tun haben. Darüber hinaus besteht das grundsätzliche Problem, dass es keine neutrale, unbelastete Position gibt, aus der heraus diese Fragestellungen anzugehen wären. Dies gilt auch für denjenigen, der von West nach Ost übergesiedelt ist. Der forschende Blick auf im Alltagshandeln selbstverständlich gewordene Deutungsmuster kann die eigene Herkunft und Involviertheit des Forschenden weder abstreifen noch ganz durchschauen und ist deshalb immer gefährdet, durch implizite Wertungen und Hervorhebungen die zu untersuchende Realität mit zu konstruieren.

Einstellungsunterschiede zwischen Ost und West

Versucht man sich auf der empirisch abfragbaren Einstellungsebene den obigen Fragestellungen zu nähern, lässt sich die Annahme eines signifikanten Unterschiedes zwischen Männern aus Ost- und Westdeutschland nur bedingt bestätigen. Zulehner/Volz kommen in ihrer Studie, die erstmals Männer aus Ost- und Westdeutschland erfasst, jedenfalls zu dem Ergebnis, „dass es keine direkte Rolle spielt, ob jemand aus dem Osten oder dem Westen Deutschlands kommt“ (1998, 49). Dieses Ergebnis überrascht die Autoren, denn auch sie gehen davon aus, „dass die Jahrzehnte währende Wirksamkeit zweier unterschiedlicher Gesellschaftssysteme die Entwicklung der Geschlechtsrollen beeinflusst hat“ (ebd.). Trotzdem sei ein „indirekter“ Einfluss „der Systeme“ feststellen: „Faktisch verteilen sich allerdings die Männer in Ost und West auf die vier Grundtypen anders. Ostdeutsche Männer sind weniger traditionell als die Westdeutschen. Der am stärksten besetzte Typ in Westdeutschland sind die unsicheren Männer, in Ostdeutschland hingegen die neuen Männer“ (ebd.).

Ost-West-Verteilung der Männertypen nach Zulehner/Volz (1998)



Berücksichtigt man dabei zusätzlich die Verteilung auf die einzelnen Bundesländer, werden aber innerhalb Ostdeutschlands erhebliche und nur schwer erklärbare Unterschiede deutlich: So liegt beispielsweise der Anteil der „traditionellen“ Männer in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsenanhalt bei 25 bzw. 24 %, während er in den anderen ostdeutschen Ländern deutlich unter 20% liegt. Und bezogen auf die „neuen“ Männer fällt ins Augen, dass deren Anteil in allen ostdeutschen



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 5

Ländern bei oder über 20% liegt, in Ost-Berlin dagegen, also in einem eindeutig großstädtischem Milieu, weit abgeschlagen bei 1%. (Zulehner/Volz 1998, 51)

Zusammengefasst fällt somit das Ergebnis aus der einzig aussagefähigen repräsentativen Einstellungsuntersuchung undeutlich aus. Von wirklich statistisch signifikanten Unterschieden zwischen Ost und West ist kaum zu sprechen.

Dies ist insofern vielleicht erstaunlich, als die Differenzierung der Männertypen bei Zulehner/Volz ganz wesentlich entlang von Items zur Erwerbstätigkeit von Frauen vorgenommen worden ist. Auf dem Gebiet der ehemaligen DDR war aber und ist mit Einschränkungen auch heute noch die Erwerbstätigkeit von Frauen deutlich höher als in den westlichen Bundesländern. Die DDR-Gesellschaft war durchdrungen von der Orientierung auf die Erwerbstätigkeit aller erwachsenen Personen. Hierauf war das flächendeckende Angebot von Kinderkrippen und Kindertageseinrichtungen ausgerichtet, dies spiegelte sich im betrieblichen Alltag wider und nicht zuletzt in der staatstragenden Ideologie. Insofern hätten man stärkere Abweichungen in den Antworttendenzen zwischen Ost- und Westmännern erwarten können, als tatsächlich nachweisbar sind. Darüber hinaus ist in Ost und West vor der Vereinigung die Frage weiblicher Emanzipation ganz unterschiedlich behandelt worden. Im Westen war der Motor eine Frauenbewegung mit zeitweilig stark feministischem Einschlag, die das Verhältnis zwischen Männern und Frauen in Beruf und Familie problematisierte und auf Fragen konkreter Verhaltensweisen abzielte. Im Osten war zwar die weibliche Emanzipation auch Inhalt der SED-Ideologie, aber in einer deutlich anderen Akzentsetzung: Die Tradition der Arbeiterbewegung aufgreifend, wurde die Frage der Unterdrückung der Frau in der Gesellschaft auf den Klassenkonflikt zurückgeführt. Hier stand nicht das Verhältnis zwischen Frauen und Männern im Mittelpunkt von öffentlichen Debatten, sondern das zwischen Frauen und Staat.

Repräsentative Einstellungsuntersuchungen spiegeln lediglich eine Oberflächenstruktur von „Männlichkeit“ wider. Sie geben streng genommen immer nur die Reaktion auf vorgegebene Statements wieder und sagen nur begrenzt etwas über die Reflexionsmuster und Denkkategorien der Befragten aus. Noch eingeschränkter ist die Aussagemöglichkeit gegenüber unbewussten Orientierungen und kollektiven Deutungsmustern. Je mehr es in die Tiefenschichten dessen geht, was männliche Identität ausmacht und sich im Bourdieu'schen Sinne als männlicher Habitus interpretieren lässt, desto weniger vermögen solche Einstellungsstudien auszusagen.

Darüber hinaus handelt es sich um eine Momentaufnahme zu einem Zeitpunkt etwa acht Jahre nach der Wende. Darüber, wie die Befragten 1989 reagiert hätten, lässt sich nur spekulieren. Auch deshalb ist der Aussagegehalt dieser Ergebnisse für unsere Fragestellung sehr begrenzt. Das Ausmaß von durch Erfahrungen der Nachwendezeit bedingten Veränderungen auf dieser „lebenspraktischen und einstellungsbezogenen Oberfläche“ (Zulehner/Volz) von Männlichkeit lässt sich nicht bestimmen. Anzunehmen ist auf der Grundlage der Studie lediglich, dass sich Einstellungen, die die Tiefenschicht der



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 6

Persönlichkeiten und damit die kollektiven Deutungsmuster berühren, die sich auf die geschlechtsspezifische Identität und die unbewussten Handlungsmuster der Individuen auswirken, langsamer verändern als die abfragbaren Einstellungen zu lebenspraktischen Fragen (Zulehner/Volz 1998, 247).

**„Damals wär’ vielleicht niemand auf die Idee gekommen, solch eine Frage zu stellen...“
Aussagen aus Interviews mit ostdeutschen Männern**

Um sich der Frage nach Unterschieden in ostdeutscher und westdeutscher „Männlichkeit“ empirisch weiter anzunähern, als es über eine standardisierte Befragung möglich ist, bieten sich grundsätzlich Tiefeninterviews als methodische Alternative an. Diese können zwar keine repräsentativen Aussagen begründen, aber weitergehende theoretische Reflexionen anstoßen und strukturieren. Dabei interessieren besonders die Reflexionsmuster und Denkkategorien *ostdeutscher* Männer, da nur diese im Zuge der Wiedervereinigung einer wirklichen gesellschaftlichen Umstrukturierung und einem fundamentalen Wandel in den Lebensbedingungen und im sozialen Wertesystem ausgesetzt gewesen sind. Nur diese und die vergleichsweise wenigen Westdeutschen, die nach der Vereinigung in die ostdeutschen Länder gingen, verfügen über eine unmittelbare Erfahrung mit dem Aufeinandertreffen unterschiedlicher nationaler Traditionen in diesem Prozess.

Auf meine Anregung führten zu diesem Zweck 1997 und 1998 in Dresden und Umgebung Studierende themenzentrierte Interviews mit Männern im Alter von Mitte Zwanzig bis Mitte Dreißig durch. Dabei ging es uns besonders um die Frage, wie diese Männer den Veränderungsprozess und die Unterschiede zwischen Ost- und Westmännern reflektieren. Die Auswahl der befragten Männer war dadurch bestimmt, dass sie in der DDR geboren und zu Männern herangewachsen sein sollten aber auch noch hinreichend jung, um sich von den neuen Entwicklungen in ihrer männlichen Identität angesprochen zu fühlen.

Ohne Anspruch auf eine systematische Auswertung will ich einige Aussagen aus diesen Interviews zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen bezüglich der Unterschiede von hegemonialen Männlichkeiten in Ost- und Westdeutschland nehmen.

R., 33 Jahre, verheiratet und 2 Kinder, von Beruf Trockenbauer antwortet auf die Frage, was ihm zum Begriff „Männlichkeit“ einfalle:

„Was fällt mir dazu ein... Mh, also ich weiß nicht... Diese Frage habe ich mir auch noch nicht gestellt. Im Allgemeinen stellt man sich so’ne Frage ja auch nicht. Hab’ ich wirklich noch nicht drüber nachgedacht.“ Und nach einer kurzen Denkpause: „Aber du solltest vielleicht eher meine Frau fragen, was sie von Männlichkeit hält. Das ist vielleicht ein Begriff, der aus einem Frauenjournal entsprungen ist. Die machen sich vielleicht über die Männer im allgemeinen und die eigenen im besonderen und deren Männlichkeit größere Gedanken als die Männer selbst. Das ist wahrscheinlich eher ein Problem der Frauen als meins...“

M., 26 Jahre, gelernter Forstfacharbeiter und nach der Wende in einen sozialen Beruf übergewechselt, hat auf diese Frage bereits eine Antwort parat: „Na – muskulös, na... sexistisch... karrierebewusst, attraktiv und dienstbeflissen“. Auf die Nachfrage nach der spezifisch ostdeutschen Männlichkeit stellt er fest, dass diese für ihn nicht so leicht zu beantworten ist, da nach seiner Wahrnehmung erst nach der Wende das Geschlechterverhältnis stärker problematisiert und pointiert wird:



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 7

„Schwierig... Das Karrierebewusstsein, äh... war in der DDR nich' so stark ausgeprägt, beziehungsweise die Möglichkeiten dafür waren eingeschränkter. Und das Männlichkeitsideal wird in letzter Zeit stärker forciert. Na, so wie allgemein die Gesellschaft in der DDR aufgebaut war, so war och zwisch'n Geschlechtern 'ne ja, verwischte Neutralität. Also geschlechterspezifische, äh, Aussagen oder Ausdrücke oder Äußerlichkeiten wer' n jetzt also stärker hervorgehoben“. Auf Nachfrage verweist er auf die Medien, „wo dann Mann und Frau sich hineingedrängt fühlen oder sich zumindest damit auseinander setzen müssen. Und dann denke ich, dass ... es im Gegensatz zu damals einfach rabiater geworden ist...“ Auf die Nachfrage zum Begriff „rabiater“ erklärt er ihn dahingehend, „auf seine Geschlechtlichkeit festgelegt“ zu werden und „diesem Druck, äh'm sich zunächst zu definieren und nich' einfach als Person... dass vielleicht... dass Persönlichkeiten einfach verschoben werden oder sich durch Äußerlichkeiten oder gemachte Klischees der Geschlechtlichkeit bestimmen lassen“.

Dagegen setzt er später die Erfahrung mit dem Kollektiv in seinem Beruf als Facharbeiter, in dem nicht nur gearbeitet wurde, sondern das auch „Lebenskollektiv“ war, „wo also weit über die Arbeit hinaus zusamm' etwas getan wurde, äh Kneipenbesuche, Kultursachen, aber wo eben in diesem reinen Männerkollektiv, wie ich es erlebt habe, äh so offen, direkt bis manchmal banal über äh die die gesamten Lebensbereiche betrafen – äh Arbeit, Familie, Sexualität, Frauen allgemein, die so manchmal eine etwas abstoßende, aber doch zumindest eine sehr interessante und aufschlussreiche Erfahrung waren...“

In der Abgrenzung zu seiner Erfahrung von „Mannsein“ in Ostdeutschland macht er den „Westmann“ an der Abhängigkeit von „Äußerlichkeiten“ fest:

„Unterschiede vielleicht in soweit, dass der Westmann vielleicht stärker wie der Ostmann von äußeren Einflüssen geprägt is'... Der Westmann überhaupt musste sich oder is ganz einfach in einer Gesellschaft aufgewachsen, wo er sehr stark konfrontiert war mit – äh – Medien, mit Frau'n, Klischees, mit Einstellungen, mit Weltoffenheit, mit Reisen, Sachen die dort ganz einfach alltäglich und möglich war'n, währ'nd im Osten diese Sachen doch relativ eingegrenzt war'n, dass die prägenden Schwerpunkte des Mannes doch mehr das Elternhaus, die Freunde, Arbeitskollektiv – äh, später die eigene Frau, die Familie war'n“.

Der Akzent auf „Äußerlichkeiten“ als ein Aspekt der Veränderung nach der Wende und im Bezug auf Westmänner kommt auch in anderen Interviews zum Ausdruck.

Der anfänglich zitierte R. antwortet auf die Frage nach der Bedeutung von Männlichkeit zu DDR-Zeiten:

„Damals wär' vielleicht niemand auf die Idee gekommen, solch eine Frage zu stellen. Also, ich denke, dass zwar Eigenschaften einem Begriff wie Männlichkeit zugeordnet wurden, aber mehr nach dem Motto ‚Sei mal ein richtiger Mann‘. Wenn man sich zusammenreißen musste, um etwas zu erreichen oder eine Eroberung zu machen... Das war eher eine Einstellungsfrage oder positiven Charaktereigenschaften. Heute, denke ich, werden damit eher Äußerlichkeiten in Verbindung gebracht. Nicht nur, aber zum Teil...“

Ein weiterer Interviewter, S., 30 Jahre alt, gelernter Elektriker und jetzt wieder Student, spitzt den Unterschied in seiner Antwort auf die fehlende Erfahrung einer feministischen Frauenbewegung zu:

„Das is' mir offgefall'n an der ganzen Feminismus-Debatte oder –Bewegung, die bis 1990 einfach ma' spurlos an mir vorbei gegangen is'... Weil ich damit nich' konfrontiert worden bin. Das find' ich, is' zum Beispiel, also vom Männlichen her, nen Unterschied für mich zum Westmann“.

M. bringt bei dem Vergleich zwischen der Jetztzeit und der Zeit vor der Wende den Begriff „prollhaft“ ins Spiel:



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 8

„Wüßte jetzt ne, wo'ch Unterschiede machen soll. Hm. Na, vielleicht dass es früher prollhafter war“.

Interviewer: „Prollhafter? Was heißt'n das?“

„Na ja, so die ... also die Emotionalität... ne nur eines Mannes aber überhaupt so der Gesellschaft, war im Osten vielleicht mehr unter'n Teppich gekehrt worden, also dort stand das Rationale immer viel im Mittelpunkt“.

Auf eine weitere Nachfrage: „Mit prollhafter mein' ich dann einfach so, mit so'n kausales Denken, so: Wenn das so is', dann so, so mein ich“.

Trotz aller Begrenztheit der Verallgemeinerbarkeit solcher exemplarischer Aussagen verweisen sie meines Erachtens auf verschiedene Aspekte des Unterschieds und der Gemeinsamkeit von Männlichkeiten in Osten und West, die in der Einstellungsbefragung von Zulehner/Volz nicht zum Ausdruck kommen.

Der erste Aspekt ist eine milieuhängige *Gemeinsamkeit*: Derjenige, der in seinem Facharbeiterberuf verblieben ist, reagiert auf die Fragestellung nach der Männlichkeit vergleichbar den von Meuser u.a. in Bremen (Meuser 1998) interviewten Facharbeitern: Er empfindet die Frage als merkwürdig, hat sie sich selbst noch nie gestellt und vermutet, sie sei aus einer Frauenzeitschrift „entsprungen“. Er repräsentiert noch einen Habitus und ein männliches Selbstbild der selbstverständlichen Gewissheit, aus dem heraus „Männlichkeit“ kein Problem ist, über das man nachdenken müsste.

Denjenigen dagegen, die nach einer kurzen Berufszeit als Facharbeiter in einen sozialen Beruf oder ein Studium übergewechselt sind, ist Männlichkeit schon viel eher ein Problem und sie identifizieren sie weitgehend auch mit negativen Aspekten: M. thematisiert „Sexismus“ und „Karriereorientierung“ und S. problematisiert die Festlegung der Geschlechtscharaktere auf entweder mehr emotionales oder abstraktes Denken und thematisiert die Gefahr, als „Schwuler“ abgestempelt zu werden, wenn man dieser Klassifikation als Mann nicht entspricht. Hier kommen bereits Einflüsse zum Tragen, die auch in der westdeutschen Studie von Meuser im Studenten- und Akademikermilieu deutlich werden. Hierzu passt auch S.'s Hinweis auf die Einflüsse des Feminismus.

Bezogen auf die *Unterschiede* zwischen West- und Ostmännlichkeit werden *drei* Aspekte benannt:

Zum einen der generell geringere Stellenwert des Geschlechtsunterschieds in der DDR-Gesellschaft, der von M. als „*verwischte Neutralität*“ bezeichnet wird und dem er eine „rabiater“ Festlegung auf eine durch Medien und Gesellschaft vorgegebene Geschlechtsrolle in der jetzt stärker westlich geprägten Gesellschaft gegenüberstellt. Dem entspricht auch die Bemerkung von R., zu DDR-Zeiten wäre „niemand auf die Idee gekommen, solch eine Frage zu stellen“.

Eine Konkretisierung gewinnt diese Antworttendenz durch den in allen drei Interviews auftauchenden Aspekt der „*Äußerlichkeit*“. Alle drei in der DDR aufgewachsenen Männer empfinden die nach der Wende zum Tragen gekommenen Veränderungen in Bezug auf Männlichkeit im Sinne einer stärkeren Orientierung auf Äußerlichkeiten, als „nach Außen was zeigen“ (S.) oder als Karrierebewusstsein und Attraktivität.

Ein dritter Aspekt kommt mit dem Begriff des „*prollhaften*“ in einem Interview zum Ausdruck. Obwohl der Befragten diesen Begriff nur vage konkretisiert und kaum nachvollziehbar inhaltlich fühlen kann, ist deutlich, dass damit eine proletarische Akzentuierung gemeint ist.



Vom Lebensstil moderner Mittelschichten geprägte hegemoniale West-Männlichkeit

versus

proletarisch-kleinbürgerlich beeinflusste hegemoniale Ost-Männlichkeit

Im folgenden will ich versuchen, die in den Interviews zum Ausdruck kommenden subjektiven Reflexionen des Unterschieds von „Männlichkeit“ in Ost- und Westdeutschland auf die Frage nach der *hegemonialen Männlichkeit* im Sinne Robert Connells zu beziehen.

Ein herausragendes Charakteristikum hegemonialer Männlichkeit in der BRD-Gesellschaft sehe ich in der Prägung durch die Lebensbedingungen und ästhetischen Standards moderner *Mittel- und Oberschichten*, in der die Verfügung über ökonomisches Kapital, der berufliche Erfolg im Sinne von *persönlicher Karriere* und die Nähe zur gesellschaftlichen Macht in Politik, Wirtschaft oder Kultur an erster Stelle stehen. Damit verbunden sind eine ausgeprägte Konkurrenz- und Dominanzfähigkeit, die Verfügung über Statussymbole sowie Erfolg bezogen auf Frauen. Die Verwurzelung in einem sozialen Umfeld ist dem gegenüber zweitrangig; eine hohe Mobilität und Veränderungsbereitschaft wird ebenso vorausgesetzt, wie die Bereitschaft der Lebenspartnerinnen, diese Wechsel mitzutragen. Zumindest seit den achtziger Jahren behauptet sich diese Männlichkeit als hegemoniale nicht nur gegenüber anderen Männlichkeitsentwürfen in der eigenen Gesellschaft (beispielsweise dem Alternativentwurf des „Hausmannes“ oder auch traditionell proletarischen oder soldatisch geprägten großbürgerlichen Männlichkeitsformen), sondern auch gegenüber dem feministischen Anspruch stärkerer Frauenrepräsentanz in Führungspositionen.

Zur Illustration das Beispiel eines „typischen“ (sofern es so etwas gibt) Repräsentanten dieser hegemonialen Männlichkeit aus der „Welt am Sonntag“ (vom 26.3.2000): Ein ganzseitiger Artikel portraitiert den Manager Friedrich-Carl Wachs. Die vita weist u.a. folgende Stationen auf: Mit 30 Jahren Assistent des Geschäftsführers der Ufa Filmgesellschaft, mit 34 Verlagsleiter für Online-Activities beim Bauer Verlag, mit 37 Chef der Babelsberger Filmstudios und zum Zeitpunkt, an dem der Artikel erscheint, mit 39 Jahren, „arbeitslos“. Er habe den Chef-Job in Babelsberg gekündigt, weil die Aktionäre nicht so wollten wie er. „Ich habe gerade meinen Traumjob an den Nagel gehängt,“ sagt der Bilderbuch-Karrierist. Und weiter: „Es ist nicht klar, was ich in fünf Wochen oder in fünf Monaten mache. Ich weiß es einfach noch nicht“. Dass man sich um ihn sorgen müsste, ist kaum der Grund für dieses Portrait in einer auflagenstarken Wochenzeitung. Eher schon das Vorbildhafte seiner Einstellung. Die „Welt am Sonntag“ textet: „Der Lebensentwurf des Friedrich-Carl Wachs ist, was das Berufliche anbelangt, nicht auf dauerhafte Bindung ausgelegt. ‚Wir sind Söldner‘, sagt er über sich und seine Manager-Generation“ (26.3.00). Das Söldnertum dieses „Vorzeige-Managers“ beschränkt sich ausdrücklich auf das Berufliche. Privat ist er verheiratet und hat drei Söhne. Aber das interessiert die Zeitung nur ganz am Rande. Lediglich der Söldnerbegriff stellt hier noch einen assoziativen Zusammenhang zum alten deutschen Männlichkeitsideal her; inhaltlich, insbesondere bezogen auf die Dominanz des persönlichen Karrierestrebens und das Fehlen jeglicher Loyalitäten und Bindungen könnte der Kontrast kaum größer sein. Dass dieser Mann bezogen auf Geschlechterfragen eine im Sinne von Zulehner/Volz „pragmatische“ Haltung einnimmt, ist wahrscheinlich und man kann unterstellen, dass er in einer Partnerschaft lebt, in der die Karrierepläne des Mannes den Familienrhythmus bestimmen und in der seine Frau den mit dem beruflichen Engagement des Ehemannes verbundenen Ortswechsellern mehr oder minder selbstverständlich folgt.



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 10

Versucht man im Kontrast hierzu die *hegemoniale Männlichkeit in der DDR-Gesellschaft* zu skizzieren, muss man als erstes die kulturelle Hegemonie der sich als Arbeiterpartei verstehenden SED und der von ihr kontrollierten gesellschaftlichen Institutionen in den Blick nehmen. Es ist, glaube ich, kein aus der Westperspektive verzerrtes Bild, sondern lässt sich verifizieren, dass die Realität der DDR-Gesellschaft bis in alle relevanten Alltagsstrukturen und Ausdrucksformen des ästhetischen Geschmacks hinein *proletarisiert* war. Der oststämmige Soziologe Wolfgang Engler spricht in seiner prämierten Analyse in diesem Sinne auch von der DDR als einer „arbeiterlichen Gesellschaft“ (1999, 84). Sowohl auf der ideologischen Ebene, aber auch bis in die Gebrauchsgüterproduktion hinein taten die SED und die mit ihr verbundenen gesellschaftlichen Institutionen alles, um Tendenzen einer Pluralisierung entgegen zu wirken und die politisch gewollte „führende Rolle der Arbeiterklasse“ in den Alltag hinein zu transportieren.

Obwohl die Berufsarbeit den zentralen Bezugspunkt der Männlichkeitskonstruktion in beiden deutschen Staaten darstellte, lassen sich vor diesem Hintergrund wichtige unterschiedliche Akzente ausmachen (vgl. Salzwedel/Scholz 2000): Einerseits war die Berufsorientierung in der DDR stark geprägt durch den Anspruch der Zugehörigkeit zur „Arbeiterklasse“, wobei der Klassenbegriff auch theoretisch so erweitert worden war, dass die meisten Berufsgruppen unter die Arbeiter-Kategorie fielen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass in der BRD die Berufsbezeichnung als „Facharbeiter“ gering bewertet wurde, während er in der DDR als Inbegriff eines Mitgliedes der nominell herrschenden Klasse galt und eher ein hohes Ansehen genoss. Darüber hinaus war die Berufsorientierung in der ehemaligen DDR weit weniger individualisiert als in der BRD und stärker auf den Beitrag zum „Kollektiv“ bezogen als auf individuellen Erfolg und Karriere. Deutlich wird dies auch an den Kontexten und Kategorien, in denen herausgehobene und als beispielhaft geltende Arbeitshaltungen thematisiert wurden. In der DDR war es der „Held der Arbeit“ als formeller Ehrentitel, der in 90% der Fälle an Männer vergeben wurde. Als quasi kapitalistisches Pendant kann man den in den achtziger Jahren im Westen auftauchenden Begriff des „workaholic“ interpretieren. Dieser Begriff signalisiert zwar zuerst einmal Missbrauch und Selbstzerstörung, er wird aber zugleich durchaus als ein quasi „informeller Ehrentitel“ gehandelt, mit dem sich Politiker wie Manager gern öffentlich in Verbindung gebracht sehen. In beiden Fälle schwingt mit, dass ohne Schonung und Rücksicht auf sich selbst außergewöhnliche Leistungen erbracht werden – freilich mit einer bedeutsamen Akzentverlagerung vom Kollektiven und sozial Verbindlichen (beim „Held der Arbeit“) zum Individuellen und Mehrdeutigen (beim „workaholic“).

Die kulturelle Hegemonie der SED ging aber wesentlich über die Kernbereiche von Beruf und Arbeit hinaus, wobei sich verstärkend auswirkte, dass es einen „Mehrheitsgeschmack“ (Engler) gab, der aufgrund verschiedener historischer Faktoren (vor allem die Abwanderung bürgerlicher Kreise bis zum Mauerbau 1961) in einer proletarischen Tradition stand und der sich mit den ästhetischen Standards der politischen Führung traf.

Nicht nur auf der Ebene der offiziellen Staatsdoktrin dominierte mit Klischees vom „Helden der Arbeit“ ein männlicher Habitus, der ursprünglich in der klassischen Industriearbeit und ihren Qualitätsmerkmalen von körperlichem Einsatz, Disziplin und Ausdauer verankert war. Vielmehr kann man nach meiner Beobachtung davon ausgehen, dass es zu DDR-Zeiten eine in alle Lebensbereiche reichende Dominanz eines Habitus gab, der wohl am besten als eine Mischung von proletarischen und kleinbürgerlichen Traditionen beschrieben werden kann. Die proletarische Färbung wird dabei im direkten Vergleich zur BRD-Gesellschaft deutlich,



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 11

deren hegemoniale Kultur entschieden stärker von einem neuen Unternehmertum und einer aufstrebenden und quantitativ wachsenden modernen Mittelschicht bestimmt wurde. Man kann diesen Kontrast recht gut an den Kriterien festmachen, die nach Bourdieu (1982) unterschiedliche Habitusformen charakterisieren: ästhetischer Geschmack, Kleidungs- und Ernährungsgewohnheiten, Umgangsformen und Freizeitbeschäftigungen. Es gibt hierzu bislang keine deutsche Untersuchung, die die Differenziertheit von Bourdieus eigene Studie über Frankreich in den siebziger Jahren aufweisen würde. Ich kann deshalb nur etwas unsystematisch und auf der Basis eigener Beobachtungen einige Aspekte benennen, die im Kontrast zur BRD-Gesellschaft auf eine solche proletarische Färbung des Habitus der Bevölkerungsmehrheit hinweisen.

Die BRD-Gesellschaft war nach dem Krieg und besonders seit den siebziger Jahren zunehmend durch eine Kultur der Mittelschichten geprägt, in der nicht nur intellektuelle Leistungen höher bewertet werden als körperliche, sondern die auf allen Ebenen durch eine *Abgrenzungsmentalität* bestimmt ist, die neue ästhetische Formen in Kunst, Kleidung, Architektur und der Gestaltung von Gebrauchsgütern („Design“) hervorbringt und sich gleichermaßen in raffinierterer und kalorienärmerer Ernährungsweise ausdrückt wie in der Kreierung immer neuer Trends und Moden.

Im Gegensatz dazu hielt sich in der DDR-Gesellschaft nicht nur die Hochachtung von körperlicher und handwerklicher Arbeit, sondern auch eine hierauf bezogene Eß- und Trinkkultur, wie die Tendenz zu kalorienhaltiger, sättigender Ernährung und ein entsprechender Umgang mit Alkohol. Die Alltagskultur war vom Kriegsende bis zum Zusammenbruch des Systems deutlich stärker geprägt durch Mangelsituationen, Improvisationen aus der Not heraus und den Kampf um das unmittelbar Lebenswichtige als durch Moden und Neuerungen. Folgt man Bourdieu, haben wir es im Verhältnis der beiden deutschen Staaten letztlich mit einem fundamentalen Gegensatz von Lebensstilen zu tun, der sich in der „Opposition von Luxus- und Notwendigkeitsgeschmack“ (1982, 298) ausdrückt: Auf der einen Seite ein Geschmack, der sich am Notwendigen, am Mangel und am „Realitätssinn der ‚einfachen Leute‘“ (1982, 322) orientiert und bei dem es um Anpassung, Selbstbeschränkung und Normalität geht. Auf der anderen Seite ein Lebensstil des Überflusses und des Luxus, der gerade auf das „Nicht-Notwendige“ ausgerichtet ist und auf Besonderheit, Heraushebung und Abgrenzung abzielt.

Dabei gab es auch zu DDR-Zeiten eine soziale Differenzierung und bestimmte soziale Gruppe versuchten sich von diesem Habitus z.T. bewusst abzusetzen. Dies war aber im Unterschied zur BRD auf wesentlich kleinere Gruppierungen beschränkt, die zudem aufgrund der im Namen der „Arbeiterklasse“ offiziell beanspruchten Hegemonie der SED eine gesellschaftliche Randposition einnahmen und von den Institutionen des Staates immer mehr oder minder offen beargwöhnt wurden. Besonders gilt dies beispielsweise für Milieus von „Kulturschaffenden“, für kirchliche orientierte Kreise und auch für Reste eines noch aus Vorzeiten der DDR stammenden Bürgertums. Grundsätzlich war deshalb auf der Ebene der sozialen Milieus die DDR im Vergleich zur BRD wesentlich weniger pluralisiert, was auch mit dem begrenzten Angebot an Alternativen bezogen auf berufliche Perspektiven, auf Wohnformen und auf Konsumgüter zusammenhing. Auf allen Ebenen des Konsums und der ästhetischen Standards dominierte letztlich dieser „Mehrheitsgeschmack“, den Wolfgang Engler als „Erbe einer langen plebejischen, unterbürgerlichen Tradition“ charakterisiert (1999, S. 69). Hierbei trafen sich kleinbürgerliche und proletarische Traditionen wie



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 12

beispielsweise die Kleingartenkultur oder die FKK-Kultur der Arbeiterbewegung. Da dieser Mehrheitsgeschmack dem Formenverständnis der politischen Führung nahe stand als den verschiedenen Neuerer- und Modernisierer-Strömungen in Kunst und Architektur, bedurfte es nur in wenigen Bereichen (beispielsweise gegenüber der aus dem Westen eindringenden Pop- und Rockkultur) willkürlicher Steuerungsbemühungen der von der SED bestimmten Institutionen, um diese kulturelle Hegemonie einer „Arbeiterkultur“ durchzusetzen.

Es entspricht der „Dynamik der Felder“, wie Bourdieu es ausdrückt, und überhaupt der Funktionsweise des Habitus, dass diese Differenzen in Lebensstilen und Geschmack sich auch auf die Ausdrucksformen und die Wahrnehmungsweise von Geschlecht auswirken. Diese Unterschiede kommen in Einstellungsbefragungen freilich kaum zum Ausdruck und können auch in unseren Interviews von den Befragten lediglich vage ausgedrückt werden. In einem Interview ist dies über den Begriff des „*prollhaften*“ angedeutet.

Im Sinne von Connell kann man diesbezüglich vielleicht am angemessensten von einer *proletarisch-kleinbürgerlichen Färbung der hegemonialen Männlichkeit* in der DDR sprechen. Im Kern geht es dabei darum, dass die DDR sich nicht nur offiziell als „Bauern- und Arbeiterstaat“ definierte, sondern bis in die banalsten Ausdrucksformen alltäglichen Lebens von einem entsprechenden Habitus geprägt war, der, wie Bourdieu es für die französischen Arbeiter und Bauern formuliert, die „hohe Bewertung physischer Kraft als Grundlage der Männlichkeit und die Hochschätzung von allem, was der Schaffung und Erhaltung dieser Männlichkeit dient“ (1982, S. 600) zum Ausdruck bringt.

Darüber hinaus gehört zu dieser proletarisch-kleinbürgerlich gefärbten hegemonialen Männlichkeit das, was in einem Interview mit der „*verwischten Neutralität*“ im Geschlechterverhältnis angesprochen wird. Dies scheint mir ein treffender Ausdruck dafür zu sein, dass Gegensätze und Konflikte zwischen den Geschlechtern in der DDR hinter der immer wieder beschworenen staatlichen Gemeinschaft und dem Antagonismus zum westdeutschen Kapitalismus verschwanden. Es gehört zu den Besonderheiten der DDR-Gesellschaft, dass ihr „egalitärer Grundzug“ (Engler) das Geschlechterverhältnis einschloss, obwohl die obersten Führungsgremien der DDR fast ausschließlich durch Männer besetzt waren (die einzige Ausnahme bildete meines Wissens Margot Honecker, die Frau des langjährigen Partei- und Staatsratsvorsitzenden). Auf dieser Ebene der Gesellschaft wurde eine Kameradschaft von Männern und Frauen beschworen, die für den westlichen Blick wenig erotische Spannung aufwies und bei der es kein eigenständiges männliches Profil gab. Wenn man auf der Ebene staatlicher Macht und Ideologie ein erotisches Element ausmachen will, dann im übertragenen Sinne zwischen Frau und Staat. Sozialismus und Staat wurden unter der Hand so selbstverständlich mit Männern identifiziert wurden, dass deren eigenständige Rolle keiner Hervorhebung bedurfte. Die Frau dagegen besaß eine gewisse Eigenständigkeit in der offiziellen DDR-Realität. Sie wurde gesondert genannt als die Frau an der Seite des Staates, die Frau in der Partei oder im FDGB. Nicht nur implizit, sondern ausdrücklich wurde ihr damit eine eigene Rolle zugestanden, die nicht nur am 8. März mit roten Nelken und Reden ihren Ausdruck fand, sondern in der ganzen Staatesideologie permanent präsent war.

Die oben genannte Potsdamer Studie verweist zwar darauf, dass in der DDR militarisierte Männlichkeitsideale aus der preußischen Tradition bedeutsam blieben und die „Sozialistische Soldatenpersönlichkeit“ ein wichtiges Element der Staatesideologie gewesen sei (Ripp 2000).



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 13

Auf der Basis von Interviewanalysen kommen die Autorinnen aber selbst zu der Einschätzung, dass aufgrund der geringen Akzeptanz der eigenen Armee und des Wehrdienstes „die von der politischen Führung der DDR angestrebte Sozialisation zu einer ‚sozialistischen Soldatenpersönlichkeit‘ (fast) keine Resonanz gefunden hat“ (Ripp 2000, 95) und deshalb dieses militarisierte Männlichkeitsideal nur sehr „bedingt hegemonial war“ (Scholz 2001).

Folgt man den Überlegungen bei Engler, so bestand die angesprochene „verwischte Neutralität“ zwischen den Geschlechtern nicht nur auf der Ebene der Partei- und Staatsführung und in der staatstragenden Ideologie, sondern auch in der Bevölkerung. Dies freilich mit quasi „umgekehrten Vorzeichen“, denn die nicht unmittelbar in die soziale und politische Macht eingebundenen Männer hatten zu DDR-Zeiten nach seiner Beobachtung wenig Chancen, sich durch persönlichen Erfolg oder Karriere etwa vergleichbar dem westlichen Vorbild in ihrer „Männlichkeit“ zu profilieren. Dieser Machtverlust sei von ihnen im Privat- und Alltagsleben kompensiert worden, indem sie sich von den „sozialen Zumutungen ihrer Rolle“ befreit und in die des „Umsorgten und Behüteten“ geschlüpft seien (1999, 221). Insgesamt verweist seine Analyse auf eine starke Annäherung oder Verwischung der traditionellen Geschlechterstereotypen: „Die alte Wertordnung der Geschlechter... war (in der DDR, H.B.) kräftig durcheinander gewirbelt worden. Stärke, Weltbezug und Abenteuer einerseits, Schwäche, Schutzbedarf und Häuslichkeit andererseits kodierten nicht mehr einfach ‚Mann‘ und ‚Frau‘. Oftmals strebten gerade Frauen in die Welt, suchten sie nach Abenteuern und Abwechslung, wogegen die Männer den Haushalt besorgten, ihre Ruhe und Ordnung haben wollten“ (1999, 220). Bei dieser Darstellung ist der Aspekt der Mitarbeit von DDR-Männern im Haushalt sicher noch einmal zu hinterfragen. Mein Eindruck ist, dass auch in den DDR-Familien die klassischen Haushaltsaufgaben wie Kochen, Putzen, Einkaufen und Kinderbetreuung außerhalb der Hartzzeiten im wesentlichen bei den Frauen verblieben, die sich folglich häufig auch rückblickend über die Mehrfachbelastung durch Beruf und Familie beklagen, während die Männer ihre Aktivitäten stark auf handwerkliche Aufgaben, Hausbau und Reparaturen, beschränkten.

Ein weiterer Aspekt dieser proletarisch „gefärbten“ (?) hegemonialen Männlichkeit in der DDR kommt in den Interviews zum Ausdruck, wo immer wieder in der Abgrenzung zur westdeutschen „Männlichkeit“ und zur Charakterisierung des Neuen nach der Vereinigung die „Äußerlichkeit“ thematisiert wird. Aus der in den Interviews deutlichen Perspektive der Ostdeutschen definierten sich westdeutsche Männer auffällig über ihre Karriere und ihren beruflichen Erfolg und beeindruckten in erster Linie über den Besitz von Statussymbolen und den Wert, den sie ihrem Äußeren beimessen. Dies verweist als Negativfolie auf das weitgehende Fehlen von sozialen Differenzierungsmöglichkeiten durch Konsum oder Karriere während der DDR-Zeit. Aufgrund der starken Begrenzung ökonomisch verwertbaren Privateigentums, der Ausschaltung der Märkte und der Nivellierung des Löhne war die überwiegende Mehrheit der Menschen in ähnlichen materiellen Umständen und es gab kaum Möglichkeiten, für eine soziale Differenzierung über Statussymbole oder beruflichen Erfolg. Folgt man der Argumentation bei Engler, so war in dieser Situation die einzige mögliche Perspektive das „seelische Heil im Nächsten...“, im unmittelbaren Austausch von Mensch zu Mensch“. Die „ganze soziale Lage ermutigte (die Ostdeutschen, H.B.) zu früher partnerschaftlicher Bindung“, einem auch empirisch gut belegtem Faktum. Genauso gut



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 14

belegt sind die auch im Vergleich zu Westdeutschland hohen Scheidungsraten. „So schnell und unbekümmert, wie sich die Ostdeutschen verheirateten, so schnell und häufig traten sie auch vor den Scheidungsrichter, meist auf Betreiben der Frauen“ (Engler 1999, 257). Besonders in der hohen Scheidungsneigung von Frauen kann man einen Effekt der sozialen Unabhängigkeit der Frauen und der oben angesprochenen Tendenz von Ostmännern zum Rückzug auf das Private sehen. Hierin drückt sich aber auch aus, dass unter diesen Bedingungen Liebe und Partnerschaft „selten ... sozial unbefruchteter“ waren (258).

Als unmittelbar nach der Wende west- und ostdeutsche Männer in Konkurrenz traten und sich mit der Verschiebung des ganzen Wertesystems auch die Gewichte zwischen der proletarisch gefärbten ostdeutschen und der mittelschichtorientierten westdeutschen „Männlichkeit“ in Richtung auf eine Hegemonie des westdeutschen Modells verschoben, erwuchs aus dieser Situation das Phänomen eines völligen Missverhältnisses bei Ost-West-Eheschließungen. 99,2% dieser Eheschließungen waren Verbindungen von Ostfrauen mit Westmännern, aber nur 0,8% von Westfrauen mit Ostmännern (Rohnstock 1995, 146). Man liegt wahrscheinlich nicht falsch, wenn man dies als ein Übergangsphänomen interpretiert, das auch damit zusammenhängt, dass nach der Wende eine große Anzahl relativ statushoher Westmänner in den Osten strömte, während kaum Frauen diesen Weg gingen und auch vergleichsweise weniger Ostmänner in die westlichen Bundesländer. Trotzdem drückt sich in diesem Zahlenverhältnis auch die nach Osten ausdehnende Hegemonie westlicher Kultur und ein Deutungsmuster von „Männlichkeit“ aus, vor dem die Ostmänner zunächst nicht mit den Westmännern mithalten konnten. Auf den äußerlichen Eindruck bezogen wird dies durch Katrin Rohnstock in der Aussage zusammen gefasst: „Die Westfrauen empfinden die Ostmänner als unattraktiv, keine Ausstrahlung, grau, noch schlechter gekleidet als Westmänner. Sie passen in kein Männerbild, sind weder Fisch noch Fleisch“ (1995, 148).

Bourdieu (1982, S. 330f.) folgend ist darüber hinaus der auf eine proletarische oder kleinbürgerliche Erfahrung der Sozialwelt bezogene hegemoniale männliche Habitus aus der DDR-Zeit eher auf Unauffälligkeit und Zurückhaltung ausgerichtet, die hegemoniale Männlichkeit, an der sich westdeutsche Männer orientieren, dagegen stärker auf Dominanz, Konkurrenz und Eroberung. Auch dies bestätigt Rohnstock in ihrem Resümee: „Ostmänner verstehen sich nicht als ‚Eroberer‘, sie ‚machen nicht an‘, sie lernen kennen – und das braucht Zeit und Geduld, da sind die Zwischentöne wichtig“ (1995, S. 148). Ihr Verweis auf die „Zwischentöne“ deutet aber auch gleich eine mögliche Ursache dafür an, dass viele der angesprochenen West-Ost-Eheschließungen wenig dauerhaft waren und dass es ein fundamentales Missverständnis wäre, würde man den westdeutschen männlichen Habitus, der sich aufgrund der Machtverhältnisse nach der Wende in ganz Deutschland als hegemonial im Connell’schen Sinne durchsetzt, als - wie auch immer geartet - positiver für die Bewältigung persönlicher Partnerschaften und Lebensgestaltung interpretieren.

Die hegemoniale Durchsetzung des westdeutschen Männlichkeitsentwurfs

Dieser Beitrag ist mit einer Frage überschrieben: Kann man von unterschiedlichen hegemonialen Männlichkeiten in Ost- und Westdeutschland sprechen?

Ich habe diese Frage positiv beantwortet und versucht, diese Unterschiede in Annäherung zu beschreiben. Diese Beschreibung bezieht sich freilich auf eine fundamentale historische Umbruchsituation, die auch zehn Jahre nach der Wende noch nachwirkt. Insofern bestätigt



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 15

sich hier nicht nur Connells Aussage von der Hegemonie als eine „historisch bewegliche Relation“ (1999, S. 98), die deutsche Situation spiegelt in kleinem Maßstab in vielerlei Hinsicht auch wieder, was Connell (1995, 1998) unter dem Stichwort der Globalisierung als weltumspannendes Konfliktszenario beschreibt.

Seit der Wende sind wir in Deutschland auch hinsichtlich der Deutungsmuster und habituellen Ausdrucksformen von Männlichkeit (und Weiblichkeit) Zeitzeugen eines ungleichen Kampfes um Machtpositionen und kulturelle Hegemonie. Als Ergebnis dieses Kampfes wird der aus der DDR-Tradition entstandene hegemoniale Männlichkeitsentwurf zunehmend marginalisiert. Hierzu trägt nicht nur bei, dass sich auf dem Gebiet der ehemaligen DDR auf allen Ebenen des alltäglichen Zusammenlebens sowie in Konsum, Architektur, Politik und Kunst ein westlich geprägter Geschmack und entsprechende Umgangsformen und Standards durchsetzen, sondern auch, dass nach wie vor Führungspositionen durch Männer besetzt sind und besetzt werden, die eher den westlichen Geschlechtshabitus repräsentieren. Insofern ist mit Blick auf den momentanen Entwicklungsstand dessen, was gerne als „Zusammenwachsen“ der beiden deutschen Staaten bezeichnet wird, die Aussage von unterschiedlichen hegemonialen Männlichkeiten bereits zu relativieren. Genau genommen müsste man sagen, dass es in den beiden deutschen Staaten unterschiedliche hegemoniale Männlichkeiten *gab*, die nach der Wende in einen ungleichen Konkurrenzkampf eingetreten sind. Dieser Kampf ist allem Anschein nach bereits entschieden, so dass wir es zunehmend mit *einer* hegemonialen Männlichkeit in ganz Deutschland zu tun haben, die am westlichen Vorbild eines modern-mittelständigen Männlichkeitsentwurfs, so wie Connell ihn verallgemeinernd für die westlichen Industriemetropolen beschreibt, orientiert ist. Dem gegenüber gerät in Ostdeutschland der mehr proletarisch-kleinbürgerlich geprägte männliche Habitus in die Defensive und wird zunehmend in wenig zukunftsfähige und oft bereits unterprivilegierte gesellschaftliche Randzonen abgedrängt. Für die Zukunft spricht wenig dafür, dass sich dieser Prozess abschwächt oder seine Entwicklungsrichtung verändert.

Literatur:

- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/M.
- Brandes, Holger (2001): Der männliche Habitus. Band I: Männer unter sich. Männergruppen und männliche Identität, Opladen
- Brandes, Holger (2002): Der männliche Habitus. Bd. II: Männerforschung und Männerpolitik, Opladen (im Druck)
- Connell, Robert (1995): „The Big Picture“: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. In: Widersprüche, H. 56/57, S. 23-45
- Connell, Robert (1998): Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung. In: Widersprüche, H. 67, S. 91-105
- Connell, Robert (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen
- Engler, Wolfgang (1999): Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land, Berlin
- Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen



2. Tagung AIM Gender – Brandes: Hegemoniale Männlichkeiten, Seite: 16

- Ripp, Christian (2000): Die ‚sozialistische Soldatenpersönlichkeit‘. Die soziale Konstruktion des preußischen Wehrpflichtigen in der DDR. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung (4), H. 1-2, S. 82-97
- Rohnstock, Katrin (Hrsg.) (1995): Stiefbrüder. Was Ostmänner und Westmänner voneinander denken, Berlin
- Salzwedel, Manuela/Sylka Scholz (2000): „Diese Aufgabe ist nun mal das Wichtigste, was ich machen: der Beruf“. Die Bedeutung von Berufsarbeit für die Männlichkeitskonstruktion ostdeutscher Männer. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung (4), H. 1-2, S. 22-50
- Scholz, Sylka (2000): Männlichkeit(en) erforschen. Eine Einführung in das Lehrforschungsprojekt. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung (4), H. 1-2, S. 6-16
- Scholz, Sylka (2001): „Sozialistische Soldatenpersönlichkeiten“ und „Helden der Arbeit“: Hegemoniale Männlichkeiten in der DDR? 1. Tagung AIM-Gender
- Zulehner, Paul/Rainer Volz (1998): Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht, Ostfildern